

Nicole Klein

Seven Songs of Mine

Bereits in jungen Jahren hat Nicole Klein ihre Leidenschaft für das Schreiben entdeckt. Sie studierte Medien- und Kommunikationswirtschaft und lebt ihre Kreativität seit vielen Jahren als Marketingmanagerin und freiberufliche Autorin aus. Beruflich wie privat liebt sie es, ihre Ideen und Geschichten auf einem einfachen Blatt Papier zum Leben zu erwecken. Ihr Herz schlägt für Liebesgeschichten und Krimis, die bewegen und zum Nachdenken anregen. Die besten Ideen kommen ihr Zuhause auf dem heimischen Sofa in Stuttgart, bei einer guten Tasse Kaffee und mit ihrem schnurrenden Kater auf dem Schoß.

NICOLE KLEIN

SEVEN

Songs

OF MINE



ROMAN
VAJONA

Dieses Buch ist für alle,
die bereits die Schattenseiten
der Liebe kennenlernen mussten.
Die verloren haben, was sie einst liebten.
Die schmerzvoll lernen mussten, dass das Wertvollste
was uns Menschen verbindet; unsere gemeinsame Zeit ist.

Für meine Großeltern Christa und Viktor.
Unsere Zeit war perfekt.

»Beim *Tanzen* tun die *Füße* nicht weh.«
Ballando non duole il piede.

Italienisches Sprichwort



Nik. Heute.

Ich lehne meine rechte Wange gegen die kalte Scheibe des Fensters. Kühle Luft weht mir sofort wohltuend durch den offenen Spalt entgegen, trifft auf die vielen Schweißperlen, die meine Stirnsäumen, und auf mein dunkles Haar, das locker im Fahrtwind aufgefächert. Ich sehe mein Gesicht in der Reflexion der Autoscheibe. Meine dunkelbraunen Augen, in denen man einen Hauch von Grün wiederfindet, sollte man die Gelegenheit bekommen, ein wenig tiefer in sie hinblicken zu können. Die kleine Narbe, die meine Oberlippe auf der rechten Seite tangiert, und die wenigen, aber dennoch gut sichtbaren Sommersprossen seitlich meiner Nasenflügel, die mich stets ein wenig jünger wirken lassen.

Ich trage heute ein einfaches weißes T-Shirt unter einem Jeanshemd und wie so oft meine Alltagsbegleiter in den Ohren. Meine Kopfhörer; aus welchen soeben lautstark *Heat of the moment* von *Asia* dröhnt, während ich passender Weise bei nahezu tropischen Temperaturen mit einem Taxi in die Stuttgarter Innenstadt fahre.

Erst vor einer guten Stunde ist mein Flieger gelandet. Hier in der Stadt, in der ich aufgewachsen und einen Großteil meines Lebens verbracht habe, bevor es mich beruflich in die Schweiz zog. Und genau von dort komme ich auch soeben: abgehetzt, direkt aus meinem Büro am wundervollen Zürichsee, um nun hier

in meiner alten Heimat, auf meine mindestens ebenso alten Freunde zu treffen.

Ich gähne ungeniert, während ich wie in Trance aus dem Fenster schaue. Und obwohl meine Augen so viele Farben und Bewegungen erfassen, führen mich meine Gedanken wieder einmal in eine völlige Leere. An einen Ort, an dem es nichts gibt. Der einem weißen Korridor gleicht – endloslang, ohne Formen, ohne Farben. *It was the beat of the moment* rauscht mir dabei durch die Ohren, aber ich fühle keine Hitze und auch sonst nichts – nie. Keines der zahllosen Male, in welchen ich gedanklich bereits hier gewesen bin. Was ich aber stets spüre, ist ein Bedürfnis, ein diffuses Gefühl. Ich bin mir sicher, dass ich an diesem Ort schon einmal gewesen bin, er bedeutsam für mich ist, nur suche ich bereits seit geraumer Zeit nach dem *Warum*. Warum zieht es mich immer und immer wieder an diesen doch so tristen Ort zurück?

»Macht dann fünfunddreißig Euro.«

Ich zucke zusammen, fahre aus meinen Gedanken, bevor ich mich aufrichte. Das Taxi hat unlängst gehalten. Der Fahrer tippt einige Male mit seinem knöchrigen Zeigefinger auf den Tachometer, während er mir noch einmal den Fahrtpreis nennt, den ich zwar für horrend halte, aber dennoch rasch begleiche. Eilig öffne ich daraufhin die Wagentüre und steige direkt vor jenem Club aus, den meine Freunde für unser diesjähriges Zusammentreffen ausgesucht haben. *8 Grad* leuchtet es mir von der blauen Neonschrift über dem Eingang entgegen, und ich hoffe inständig, dass der Name auch Programm ist. Denn mir ist furchtbar heiß, und obwohl es mittlerweile spät am Abend ist und die sommerlichen Temperaturen sich bereits ordentlich abgekühlt haben, ist es gewohnt stickig und schwül im Stuttgarter Kessel.

An der Garderobe im Eingangsbereich gebe ich meine Reise-

tasche ab, die ein paar Basics für die kommende Woche beinhaltet, kremple mir die Ärmel meines Hemds nach oben und öffne die Knöpfe. Eigentlich freue ich mich sehr darauf, endlich wieder auf meine alte Clique zu treffen, dennoch wäre es mir an einem Samstagabend wesentlich lieber gewesen. Denn dann hätte ich am morgigen Tag entspannt den zehn Uhr Flug nehmen können, in Ruhe mein altes Jugendzimmer im Haus meiner Eltern beziehen können und wäre ausgeschlafen und optisch um einiges ansprechender in diesem Club hier erschienen. Jetzt aber kann ich nur hoffen, dass mir nicht jeder sofort ansieht, dass ich direkt vom Flughafen komme, und eigentlich dringend eine kühle Dusche und etwas Schlaf benötige.

Schlaf. Ich schließe kurz die Augen, seufze und betrete dann in schnellen Schritten den Club.

Erwartungsgemäß ist es noch stickiger als draußen und der Raum ist von Kunstnebel geflutet, der sofort unangenehm meine Lungen vereinnahmt. Ich schlängle mich durch Massen an Menschen Richtung Bar, voller Vorfreude auf ein kühles Bier mit meinen Jungs, die ich wie gewohnt dort vermute. Doch der Weg wirkt endlos. Hunderte Gesichter, furchtbar laute Stimmen, zig verschiedene Gerüche und diese enorme Hitze. Ein buntes Pottpüree an so irgendwie allem, was unangenehm zu einer völligen Reizüberflutung beiträgt. Erschöpft verfallende ich in eine Art Tunnelblick. Fokussiere nur noch den Weg vor mir, alles andere graue ich förmlich aus.

Als sich endlich das Ende des Menschen-Mops abzeichnet und die letzten Personen aus meinem Blickfeld weichen, kann ich ungehindert auf die Bar vor mir schauen. Meine Jungs sitzen nicht dort, dafür aber ein Mädchen, welches sich synchron zur Musik auf ihrem Barhocker von links nach rechts dreht. Sie trägt eine dunkle Jeans, dazu ein blaues Top mit dünnen Trägern. Ihr brau-

nes Haar liegt auf ihren nackten Schultern auf und rahmt ihr hübsches Gesicht. In der Hand hält sie einen Cocktail, und als sie am Röhrchen zieht, schließt sie genügsam ihre Augen und lächelt dezent.

Ich bleibe abrupt stehen, erstarre regelrecht. Keine Ahnung, wieso. Ihr Anblick zieht mich schlagartig in einen Bann, ich fühle mich wie berauscht. *Kennen wir uns?*

Konzentriert suche ich in meinem Kopf nach passenden Bildern, doch ich kann ihr Gesicht nicht zuordnen. Es kommt mir zwar seltsam vertraut vor, *sie* kommt mir vertraut vor, aber in meinen Erinnerungen herrscht die gleiche bedrückende Leere, die gerade auch meinem Gemüt zusetzt.

Wer bist du?, hauche ich im Stillen hervor, während ich meinen Weg nun fortsetze. Doch mit jedem Schritt näher an sie heran, beginnen meine Schläfen stärker und stärker zu pulsieren. Sie pochen heftig, ebenso wie mein Herz.

Reflexartig streift meine Hand meine rechte Stirnseite, bevor sie weiter an meinen Hinterkopf wandert. Ich senke meinen Kopf, schließe einen Moment lang meine Augen und ertaste die kleine Narbe an meinem Haaransatz. Sie schmerzt noch immer ein wenig und sorgt des öfteren für migräneartige Anfälle, obwohl ihre Ursache bereits mehr als ein Jahr zurückliegt.

Als ich meinen Kopf wiederaufrichte, meine Augen erneut öffne, blicke ich geradewegs in die ihren. Und ganz plötzlich, mit dem nächsten Wimpernschlag, stehe ich gedanklich erneut in diesem endlos langen Korridor. Doch jetzt gewinnt er erstmals an Farbe. Die Wände tauchen sich in ein sattes Blau, das ihrer Augenfarbe nahezu gleichkommt. Von den Bodenleisten aus breitet es sich wie ein Aquarell zur Decke hinauf aus.

Ich starre sie nun unverkennbar an. Mein Herz überschlägt sich mittlerweile nahezu in meiner Brust. Wärme erfasst mich, die

sofort an Intensität zunimmt, als ich bemerke, dass sich unsere Blicke soeben nicht zufällig getroffen haben. Auch sie scheint mich bewusst zu fixieren. Langsam neigt sie ihren Kopf zur Seite und die wenigen Falten, die sich dabei auf ihrer Stirn abzeichnen, vermitteln mir das Gefühl, dass auch sie mich zu kennen scheint.

Ob ich sie ansprechen soll? Sie fragen soll, wer sie ist?

»Nik, altes Haus. Da bist du ja!«

Ich zucke zusammen, als sich eine Hand recht grob auf meiner linken Schulter ablegt. Wie automatisiert drehe ich mich um und blicke in die Gesichter meiner Freunde. Sie lachen, freuen sich mich nach all den Monaten, die wir getrennt waren, nun endlich wiederzusehen, drücken mich fest an sich. Ich lasse mich von ihrer Euphorie anstecken und kurz wie eine Marionette durch ihre Arme hindurchreichen.

Dann jedoch werfe ich noch einmal einen Blick über meine Schulter hinweg zur Bar. *Sie* ist weg und mit ihr auch all die Farbe an diesem seltsam tristen Ort tief in meinen Gedanken.



Kapitel 1

Lou. Ein Jahr zuvor.

Es war jene Nacht im Juni, in der ich barfuß nach Hause lief; in meinem dunkelblauen langen Abendkleid, das laut meiner besten Freundin so perfekt zu meinen blauen Augen und den braunen Haaren passte. Es war jene Nacht, in der mein Herz brach – wieder einmal – und in welcher es mich nicht scherte, dass das Saumende eben dieses Kleides, welches ich extra für den besonderen Abend angezogen hatte, nun deutlich hörbar über den rauen Feldweg schürfte. Es war jener Moment, in genau dieser Nacht, in der mir, Louisa Miras, schmerzlich bewusst wurde, dass ich ganz offensichtlich stets verlor, was ich liebte und dass ich längst nicht mehr in der Lage war, all den Schmerz, den Verlust zu verkraften, ohne selbst daran zu zerbrechen.

»Lou, warte! Es ist nicht so, wie es aussieht«, hatte er mir wenige Minuten zuvor noch reumütig nachgerufen, als ich wie entgeistert zur Haustüre zurückgelaufen war. Denn ich hatte gesehen, was ich offenbar nicht hätte sehen sollen. Mein Freund Luke lag nicht, wie er mir am Vormittag noch röchelnd am Telefon mitgeteilt hatte, mit Angina im Bett, sondern mit einer Blondine, die sich gerade halb nackt auf ihm rekelte, als ich ihm nach Veranstaltungsende ein Care-Paket aus der Apotheke vorbeibringen wollte. Nicht genug, dass ich den Abend meines Abschluss-

balls bereits ohne Begleitung hatte verbringen müssen, jetzt wusste ich auch, dass es keine simple Erkältung war, die meinen Verlobten wortwörtlich ans Bett gefesselt hatte. Nein, es war ein anderes Mädchen.

Diese Tatsache erwischte mich eiskalt und völlig unerwartet. Es war mittlerweile kurz vor Mitternacht und ich stand in meinem langen Abendkleid in seiner Wohnung. Vor dem Bett, in dem normalerweise ich lag, und meine Beine zitterten. Mein ganzer Körper zitterte. Mein Verstand versuchte krampfhaft eine Erklärung für das zu finden, was ich in diesem Moment zu sehen bekam. Der Mann, der mir erst vor wenigen Wochen einen Ring an den Finger gesteckt hatte, vögelte gerade ein anderes Mädchen. Und obwohl mir blitzartig zahllose Fragen und Phrasen durch den Kopf jagten, blieben meine Lippen stumm. Ich fand einfach keine Worte, die nur ansatzweise beschreiben hätten können, was ich in diesem Augenblick fühlte. In diesem schmerzhaften Moment, als mein mühsam aufgebautes Zukunftskonstrukt vor meinem geistigen Auge zusammenfiel wie ein wackeliger *Jenga*-Turm. Und mit ihm all meine Pläne, meine Träume und nicht zuletzt erneut auch ein Teil meiner selbst. Denn mein Herz war fragil, zerbrechlich wie Porzellan und Luke stets mein Halt gewesen. Meine Rettungsboje, die ich so dringend benötigte, damit ich nicht Gefahr lief, im turbulenten Gewässer meines eigenen Lebens zu ertrinken.

Kennengelernt hatte ich Luke vor zwei Jahren während meines Studiums. Hier in Stuttgart, in der Stadt, in welche ich geflohen war, als zu Hause alles über mir zusammenbrach. Gerade hatte ich mein Abitur geschafft, mein ganzes Leben stand noch vor mir, meine Träume naiv und unberührt. Doch ich hatte kaum ein paar wenige Schritte in Richtung meiner verheißungsvollen Zukunft genommen, da starb meine Mutter völlig unerwartet, völlig unvor-

bereitet – falls man sich auf so etwas überhaupt jemals vorbereiten konnte. Und als hätte ihr Tod den ersten Dominostein in einer ganzen Reihe an Schicksalsschlägen ins Wanken gebracht, zerbrach daraufhin Stück für Stück mein ganzes, heiles Leben. Mein Vater begann zu trinken, zu viel, zu oft und verlor sich letztlich fatalerweise nahezu vollständig an den Alkohol. Bastian, mein großer Bruder, ließ mich alleine zurück, in einem Haus voller schmerzvoller Erinnerungen und gründete alsbald eine eigene Familie, in der ich kaum mehr Bedeutung hatte.

Und ich? Ich verschloss eine ganze Zeit lang einfach nur meine Augen, funktionierte nur noch, versorgte meinen Dad, kümmerte mich um einen Therapieplatz, den ich vermutlich ebenso selbst benötigt hätte. Doch ich ließ dem Schmerz keinen Raum. Ich kapselte ihn ab, zog eine hohe Mauer um mein Herz und verließ letztlich den Ort, der mich nur noch traurig stimmte. Ich flüchtete vor meinen Erinnerungen, siebenhundert Kilometer weit aus meiner Heimatstadt Hamburg, hierher nach Stuttgart. Ich baute mir ein neues Leben auf, studierte, fand Freunde. Doch wirklich nahe ließ ich nach wie vor niemanden an mich heran. Jemanden zu lieben, setzte ich stets mit Verlust gleich und dem unkalkulierbaren Risiko, erneut verlassen, erneut *zurückgelassen* zu werden. Meinen Fokus setzte ich auf mein Studium und auf meinen Nebenjob in einem Copy-Shop, in dem ich Shirts und Tassen mit flapsigen Sprüchen bedruckte. Erst als Luke in mein Leben trat, hatte ich erstmalig wieder das Gefühl, Halt unter meinen Füßen zu spüren. Endlich wieder atmen zu können. Und schon bald war ich mir sicher, dass er mir irgendwann einmal die Familie schenken würde, die ich einst verloren hatte.

Doch ich irrte mich.



Den gesamten nächsten Tag lang konnte ich nicht aufstehen, mein Bett nicht verlassen. Mein Körper fühlte sich schwer an, jeder Gedanken an Luke, an mein bisheriges Leben, fühlte sich schwer an. Ich ließ die Rollläden unten, rollte mich zusammen, machte mich so klein, wie ich mich fühlte, und weinte. Keine Ahnung, wie lange, vermutlich den ganzen Tag. Ich ignorierte mein Handy, das Klingeln an der Haustüre und jegliches Bedürfnis danach, meinen Schmerz mit jemandem zu teilen. Meine Gedanken zerrissen mich beinahe. Auf der einen Seite wollte ich fest daran glauben, dass diese Sache, die ich da unfreiwillig am Vorabend zu sehen bekommen hatte, nichts zu bedeuten hatte, ein einmaliger Ausrutscher war. Auf der anderen Seite jedoch wollte ich Luke nie wiedersehen. Ihn zur Hölle jagen, seinen Ring einschmelzen, sein Foto mit der Aufschrift *Betrüger des Jahres* auf ein T-Shirt drucken und dies zu einem wahren Kassenschlager machen, um andere Frauen vor ihm zu warnen.

Als ich am Sonntag, einen weiteren Tag später, das erste Mal aufstand, unter die Dusche stieg und mich nach etlichen Stunden, die ich zuvor ausschließlich im Bett verbracht hatte, erstmalig im Spiegel betrachtete, fühlte ich mich so elendig wie schon lange nicht mehr. Das Mädchen, das mir entgegenblickte, war blass, tief traurig und leer. Mein Brustkorb schmerzte und es fühlte sich an, als könnte ich jeden einzelnen Splitter, zu welchem mein Herz erneut zerbrochen war, darin spüren. Stundenlang saß ich einfach nur weinend auf den kalten Bodenfließen im Badezimmer, gefangen in meiner eigenen Blase aus Schmerz. In dem, der soeben auf mich einprasselte wie ein Hagelsturm, aber auch in dem solchen, der eigentlich längst der Vergangenheit angehörte, doch sich nun erneut an die Oberfläche kämpfte. Zeit heilte eben doch nicht alle Wunden. Eigentlich lernte man über die Zeit hinweg wahrlich doch nur eines; mit dem Schmerz zu leben. Ihn

bewusst zu ignorieren, alle negativen Gefühle beiseitezuschieben und erst gar nicht an sich heranzulassen. Aber manchmal ist es eben einer einzigen, winzigkleinen Schneeflocke geschuldet, die das Aufgestaute letztlich ins Rollen bringt. Die alles, was man zuvor feinsäuberlich zur Seite gekehrt hat, zu einer riesigen Lawine vereint, die unaufhaltsam auf dich zurast.

Dass sich eine solche Lawine nun gebildet hatte, wurde mir spätestens in dem Moment klar, in welchem ich so bitterlich weinend auf dem Boden saß. In dem ich mich förmlich in die Knie gezwungen fühlte. Ich spürte die Kälte bereits, die mir im Nacken saß und dabei war, mich zu vereinnahmen. Die mich erneut, so wie damals nach dem Tod meiner Mutter, in ein tiefes, dunkles Loch stürzen wollte. Ein Loch ohne berufliche Perspektive, ohne Zukunft, ohne Halt, ohne Luke.

Und da ich keine Kraft mehr besaß, um aufzustehen, um erneut gegen all die negativen Gedanken und Gefühle anzukämpfen, entschloss ich mich wieder einmal zu flüchten. All meine Sachen in Windeseile zu packen und noch einmal möglichst viele Kilometer zwischen mich und jene Lawine zu bringen, die mich heftigst treffen würde, sollte sie mich zu fassen bekommen. Mein Herz bestand schon aus derart vielen Kleinteilen, war bereits in zahllose Splitter zerbrochen; ich sorgte mich, was wohl erst mit mir passieren würde, wenn mich der Schmerz gänzlich einholen würde.

Ein Taxi brachte mich am Abend zum Flughafen. Denn ich wusste, dass es hier, in *Terminal 1*, einen Schalter für Fernbus-Reisen gab und auch, dass ich ohne eine Vorab-Buchung ein Ticket für die nächste Fahrt lösen könnte. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nur nicht – noch nicht – wohin mich diese letztlich führen würde.



Kapitel 2

»Kurz- oder Mittelstrecke? Einzel- oder Kombifahrt?«

Ich blickte in die kristallblauen Augen einer Mittfünfzigerin, die mich soeben kaugummikauend mit einem mehr als gelangweilten Gesichtsausdruck über den Rand ihrer Brille hinweg musterte.

»Einzelfahrt, egal wohin. Ich nehme den nächstbesten Bus«, antwortete ich entschlossen, während ich mir meine Sonnenbrille tiefer ins Gesicht zog, als wäre ich inkognito unterwegs. Doch eigentlich wollte ich nur verhindern, dass man mir sofort ansah, wie es um mein Gemüt stand. Dass ich ein nervliches Wrack war. Meine Augen verweint waren und dieses diabolische Funkeln innehatten, welches mich dazu angetrieben hatte, nun hier zu stehen und ein Ticket ins Niemandsland zu fordern.

Die Dame jedoch schienen meine Beweggründe nicht wirklich zu interessieren. Sie nickte nur abgeklärt und tippte anschließend wie besessen auf ihre Tastatur ein. Vermutlich war ich nicht die Erste, die hier verheult und übermüdet an ihrem Tresen stand und eigentlich völlig unzurechnungsfähig stolze hundertfünfzig Euro für ein Busticket ins Ungewisse bezahlte.

Nach wenigen Sekunden schob mir die Verkäuferin dieses auch schon zu. Ich zahlte, zwang mir ein Lächeln auf die Lippen und steuerte anschließend samt der Reiseunterlagen in meiner Hand, den nächsten Kiosk an. Hunger hatte ich zwar keinen, ganz im Gegenteil, mein Magen glich einer verschrumpelten Rosine, ver-

krampft und nicht in der Lage, irgendetwas aufzunehmen. Aber ich wusste, dass eine Busfahrt nun mal verdammt lange dauern konnte und man dort nicht in den Genuss eines Boardservices kam. Zweimal war ich bislang mit einem Bus verreist; einmal nach Paris, um meine beste Freundin Paula zu besuchen, die dort ein halbes Jahr lang als Au-pair gearbeitet hatte, ein weiteres Mal nach Hamburg, als die Bahn streikte, ich aber nicht auf den Geburtstagsbesuch bei meiner kleinen Nichte verzichten wollte.

Ich kaufte mir also eine Tüte Kekse, einige Dosen koffeinhaltige Limonade und eines dieser völlig überbewerteten Sandwiches aus der Kühltruhe. Eines von jenen, die immer in Klarsichtfolie eingepackt und mit Eierscheiben belegt sind, die so aussehen, als würden sie aus einer Spielzeugküche stammen. Tatsächlich werden diese Eier aber künstlich geformt und anschließend von der Stange geschnitten (*nächtliches Doku-Wissen*), weil sie nur so alle gleichgroß sind und es dann kaum hässliche Endstücke ohne Eigelb gibt. Eine Analogie unseres kranken Lebens. Bloß keinen Fehler aufweisen, keine Schwächen haben. Alles muss immer perfekt sein und im besten Falle kompatibel mit deinem Umfeld. Was aber, wenn dein Leben alles andere als perfekt verläuft? Was, wenn *du* das hässliche Endstück ohne Eigelb bist? Stellst du dich deiner Realität oder läufst du vor ihr davon; in der Hoffnung, dass sie dich niemals wieder einholen wird?

Obwohl ich meine Gefühle noch am Vortag mit einer Lawine gleichgesetzt hatte, die kurz davorstand, mir den Boden unter den Füßen wegzufegen, hatte ich tatsächlich über beides nachgedacht. Über den Mut und die Kraft, die ich aufbringen müsste, mich Lukes Betrug zu stellen, meiner Arbeitslosigkeit, die unweigerlich nach dem jetzigen Studienabschluss auf mich zukommen würde, und damit wieder einmal dem gänzlichen Leerlauf meines Lebens.

Aber auch über die Konsequenzen, die ein erneutes, blindes Weglaufen mit sich bringen würden.

Schon damals, nach dem Tod meiner Mutter, hatte ich gedacht, ich könnte mich vor dem Schmerz davonducken. Einfach weglaufen und meine Augen verschließen wie ein kleines Kind beim Versteckspielen, in der naiven Hoffnung, dass sich dadurch all meine Probleme ganz einfach in Luft auflösen würden. Doch so war es natürlich nicht gekommen – leider. Was ich dadurch lediglich ausgelöst hatte, war noch mehr Schmerz. Mein Vater fühlte sich von mir alleingelassen, meine Freundinnen zurückgewiesen, mein Bruder war enttäuscht über meine mangelnde Unterstützung und ich, ich fraß alles in mich hinein. Die Stille, das Alleinsein, das Wegschauen, tat mir nicht gut. Es zermürbte mich letztlich und es dauerte eine ganze Weile, bis ich wieder auf die Beine fand. Und doch hatte ich mich gestern erneut dafür entschieden. War wieder diesen Weg gegangen, den ich schon einmal fälschlicherweise eingeschlagen hatte – Flucht statt Konfrontation.

Als ich mit meinem Proviant, den Keksen, den Getränkedosen und dem pseudoperfekten Eiersandwich schließlich an der Kiosk-Kasse ankam, kaufte ich mir noch ein Päckchen Zigaretten. Nicht aus Sucht, ich rauchte nicht, sondern vielmehr, weil es sich in diesem Augenblick einfach furchtbar rebellisch anfühlte. Ein Gefühl, das ich irgendwie zu brauchen schien. Ich wollte mich nicht schlecht fühlen müssen, weil ich wieder einmal davonlief. Ich benötigte ein Alibi, und zwar für mich selbst. Ich wollte, dass es sich wie ein Widerstand anfühlte, wie ein erhobener Mittelfinger; gegen meine bevorstehende Arbeitslosigkeit, gegen Luke und alles, was in meinem Leben wieder einmal schief lief.

Ich verstaute die Einkäufe in meinem Rucksack und ging nach draußen. Mein Bus stand schon am Straßenrand, umzingelt von zahllosen Personen, die ihre Koffer bereits einluden. Ich

bemerkte vor allem Pärchen oder mutmaßlich wollte ich auch nur diese bemerken. Vermutlich wollte ich meine Aufmerksamkeit auf all die glücklichen Gesichter lenken, auf die vielen Küsschen, die sie sich verliebt zu hauchten, auf die sanften Berührungen und all den Liebeskram – nur um mich noch ein wenig länger in Selbstmitleid zu suhlen. Nur um noch ein bisschen mehr zu spüren, weswegen ich gerade berechtigterweise auf der Flucht war. Was ich versuchte hinter mir zu lassen: mein gebrochenes Herz. All den Schmerz. Den erneuten Verlust.

Ich gab meinen Koffer auf.

Dann zündete ich mir eine Zigarette an und zog schnell einige Male an dieser, in der Hoffnung, die Rebellin in mir zu spüren. Doch ich spürte nur ein Kratzen im Hals, den bitteren Geschmack auf meiner Zunge und das Gefühl, dass die nächsten Stunden verdammt ätzend werden könnten.

Eilig drückte ich die Zigarette wieder aus, während ich erstmalig auf mein Ticket schielte. *Italien*.

Die Bustüren öffneten sich währenddessen.

Willkommen, Lou. Willkommen in deinem ganz persönlichen elf Stunden Albtraum nach Florenz, waren meine letzten Gedanken auf heimischem Boden, bevor ich in den Bus einstieg.